

Diamanten und Sklaven.

Von Hans Otto Henel.

Wenn der angehende New Yorker Millionär seinen nichtgeschäftlichen Gefühlen einen Schnupfwunsch erlaubt, so geht er in neunundneunzig von hundert Fällen um einen vornehmen Platz in der Metropolitan-Oper. Nicht etwa, weil er dort die teuersten Dingen, die leichtesten Musiker, die goldhaltigsten Fische, die raffiniertesten Tänzer und die prunkvollste Ausstattung der ganzen Welt bewundern möchte — nein, diese unwägbaren Schätze veranlassen ihn kein Herzklopfen. Aber die Metropolitan-Oper bietet allabendlich ein anderes Schauspiel, das nicht seinesgleichen auf dem Erdball hat und den Dollarjäger, der über das erste Hunderttausend hinaus ist, mit möglicher Gewalt anzieht: Das diamantene Fufelien. Die Schnupftuch noch ihm ist beim amerikanischen Geldbürger so kostbar, wie beim deutschen Speicher der Wunsch, einmal einem leichtfertigen Fuchsen ins Angesicht bliden oder gar mit ihm in demselben Raume weilen zu dürfen. Und wie es dem deutschen Speicher nur um den Hauch von Selbstbewußtheit und Knacksvorstellung geht, die vom Fürsten ausstrahlen, also Gefühle, die dem geistigen Genuss fehlen, so läßt sich der amerikanische Bürger von den Glitzerstrahlen des diamantenen Fufelien elektrisieren, weil sie jenen märchenhafte Vermögen repräsentieren, das er nicht hat. Ein Unterschied zwischen beiden besteht insofern, als der deutsche Bürger keine Begeisterung darin erschöpft, Schupfucker und Dreckschüssel Abgottes zu sein, während der amerikanische sich selbst an dessen Stelle zu bringen vermag.

Die Damen, die das Parfüm der Metropolitan-Oper im Aufsehen und umjähren, sind bei Beginn der Vorstellung noch gähnend leer. Ihre Inhaber legen keinen Wert darauf, ein Kunstwerk vom Anfang bis zu Ende aufzunehmen. Wenn es ihnen überhaupt um die Kunst ginge, würden sie sich vielleicht das Orchester für lumpige paar tausend Dollar nach ihrem Belieben bestellen, wo sie genießen könnten, ohne von den Leuten des ersten und zweiten Ranges beunruhigt zu werden, denen ihr ärmlicher Besitz von ein oder zwei Millionen im neidischen Gesicht geschrieben steht. Natürlich haben es auch die Fufelien ganz gern, wenn ihre mit den erlesenen Speisen genährten Körper durch die weihnachtlichen Melodien von Tristan und Isolde Liebestod ein bißchen wollüstig angeregt werden, aber in erster Linie kommen sie doch hin, um sich zu zeigen, um gesehen zu werden. Deshalb auch erscheinen sie erst gegen Ende des zweiten Aktes. Wenn dann Tristan verwundet in Kurwenals Arme sinkt und der Vorhang das helle Bild der Scene dunstlich abblendet, dann kracht plötzlich das Fufelien der Parfüm- und Fufelienlogie die Belichtung des Nebenraumes in tausenbfälligen Gefunkel zurück. Und auf den oberen Rängen bilden jetzt die ärmsten Leute die Operngänger, um die fabelhaften Millionen zu begaffen und zu beneiden, die als Diamanten die Etriken, Hälse, Schultern, Brüste und Arme jener Goldfürstinnen schmücken, die auf den privilegierten Plätzen des Fufelien sitzen.

Die jungen Mädchen, die ihre schönen und raffiniert gepflegten Glieder von den geschliffenen Steinen überblitzen lassen, die Frauen, deren reife Schönheit im Diamantengefunkel gleich einer Kränzerware ausgeboten wird, die Matronen, die ihre fragmentarischen Reize schamlos in Gold und Edelsteine fassen — keine denkt dabei an eine Verschönerung im ästhetischen oder künstlerischen Sinne. Das natürlich Schöne, also Jugendblut und kraulische Reize und Matronenwürde, sind kaum beachtete Werte in einer Gesellschaft, die ihren Rang nach dem Kapitalbesitz mißt. Die Größe ihres Kapitals ist der eigentliche Schmutz, der die Damen des diamantenen Fufelien ziert, und die sie Schönheit wollen sie zeigen. Mit Säcken Goldes oder Banknoten und Schapanweisungen mögen sie sich nicht behängen, denn am wohlgepflegten Körper sinkt das aus dem Schwelger der Sklaven gemünzte Geld doch, trotz aller gegenwertigen Erziehung. Man tauscht das stinkende Geld gegen ein Ding, das seinen Wert bei diesem Tausche voll behält, das wenig unangenehm ist und doch den Kapitalbesitz seines Trägers weitergehend verleiht, ein Dingchen, das zu den kostbarsten Erdenschatzen gehört, weil es selten ist: den Diamanten. Diamanten sind der ausprächtigste Wertmesser des Besitzes.

Wissen in Newyork und anderswo die Weibsbilder, die ihren persönlichen Wert durch die mehr oder mindere Fülle ihrer Diamanten bestimmen, doch kaum ein anderes Mineral lövlet Blut und Tränen unwähliger Frauen, ja Untergang und Aufstieg ganzer Völker verurteilt hat wie der Diamant? Sie sollten es wissen, denn seinen hohen Preis verdient dieser Edelstein nicht nur seiner Seltenheit, sondern hauptsächlich der Mühseligkeit seiner Gewinnung. Aber das wäre ja für jene entartete Gesellschaft nur ein Grund mehr, sich mit dem Werte ihres Besitzes zu brüsten. Ob der Mensch, der als erster den glühenden Steinchen die Bedeutung des Schmuckes beilegte, pechnt hat, welchen Fluch er damit über seine Menschenbrüder brachte?

Wo der Diamant aus gefunden wird, in Bordenindien, Borneo, Brasilien, Südafrika, Südwestafrika, Nordamerika, im Ural, ist er zur Ursache fürchterlichen Unrechts der habgierigen Erbeber gegen die Urbevölkerung geworden. Nur um kostbaren „Schmutz“ für reiche Leute zu beschaffen, sind viele Tausende friedfertiger Menschen unterdrückt, geknechtet, vertrieben, getötet worden. Gewiß, der Diamant wird auch als Nahrungsmittel verwendet, zum Glaschneiden, Gravieren, als Kopf für Hartbohrer, aber dieser Verbrauch kommt quantitativ gar nicht in Frage gegenüber seiner Verwendung als Schmuckstein. Das Land mit dem reichsten Diamantenvorkommen ist heute Südafrika, wo die ersten Funde 1867 bei Kimberley gemacht wurden. Die politische Geschichte Südafrikas ist seit 75 Jahren durch den Diamanten entscheidend beeinflusst worden, und Kenner der dortigen Verhältnisse behaupten, daß dadurch sehr bald das Geschick des englischen Imperiums entschieden werden wird, vielleicht überhaupt das des ganzen europäischen Kolonialsystems.

Die Kolonisierungsmethoden der Buren und Engländer gegen die südafrikanischen Eingeborenenstämme, die aus friedlichen Ackerbauern und Viehzüchtern bestanden, nahmen erst wirklich barbarische Formen an, als die Eindringlinge neben Gold auch Diamanten entdeckten. Beide waren Diebe an der Urbevölkerung und zwangen die Bestohlenen noch, ihnen bei der Vergung des Raubes beihilflich zu sein, indem sie in den Diamantwäschereien ein kärgliches Brot verdienen mußten. Nachdem sich Buren und Engländer 1899 im spanischen Vorentriege über die Rechte auseinandergesetzt hatten und das mächtige England ganz Südafrika schloste, beginnt mit dem Anlange des 20. Jahrhunderts die schamloseste und unverhüllteste Sklaventräpddie unserer Zeit. Bisher hatte es den Schwarzen immer noch freigestanden, in den Diamantenminen zu arbeiten. Die an ein ungebundenes Leben gewohnten Menschen linden das aber meist nicht lange aus, sondern lehrten bald zu ihren Herden und Feldern zurück. Jetzt aber wurden sie systematisch um ihre ursprünglichen Existenzmittel gebracht, Herden und Weidplätze um billiges Geld in europäischen Besitz übergeführt, und damit mußten sie wohl oder übel zu Proletariern und Arbeitsflaven in unserer Sinne werden. Anfänglich taten sie das Selbstverständliche und lichen manchen Diamanten mitgehen. Aber die britische Regierung merkte das natürlich und führte strenge Kontrolle ein. Wenn die farbigen Arbeiter nach Arbeitsloshluk die Mine verlassen, wurde jede Fülle ihrer Kleidung und alle Ringe, Spalten und natürlichen Löcher des Körpers untersucht. Trotzdem wurden nach wie vor Diamanten ausgeschmuggelt. In hohlen Zähnen wurden sie ver-

steckt, in selbst zugefügten Wunden eingeeißelt oder verpackt, um außerhalb der Mine auf natürlichem Wege dem Körper wieder entzogen zu werden. Die Engländer zeteren über diebische Versanlagung der Schwarzen und verzwiegen nach Art aller Kolonialatoren, daß sie diese Naturmenschen erst durch ihr schlechtes Beispiel verdorben hätten. Vorher war es den Negern nie eingefallen, den Glitzersteinen einen Wert beizumessen.

Die europäischen „Kulturmenschen“ haben nun heute ein System ausgedacht, das dem schwarzen Arbeiter — es gibt nur schwarze Arbeiter in den Diamantenminen — das Entwerden von Steinen praktisch bedeutungslos, ja geradezu unmöglich macht. Man hat die vielen tausend Neger, die in den Minen arbeiten, in Negerorten zusammengetrieben, in denen sie eingeschlossen sind und von regulärem Militär sehr bewacht werden. Zwischen Arbeitsplatz und Wohnung kommt der Neger mit niemandem als den Schergen der Grubenbesitzer zusammen. Und wenn er den größten Diamanten der Welt in seine Hosentasche steckt, er nützt ihm nichts, es sei denn, daß er ihn an einen weißen Besucher um wenige Schillinge verkaufen könnte. Aber es ist selbstverständlich, daß sich die Minenbesitzer auf dazugegen schühen. Nur sehr selten und schwierig bekommt ein Neger Urlaub, und dann muß er die kniffligsten wissenschaftlichen Untersuchungsmethoden (Röntgenstrahlen usw.) über sich ergehen lassen. Entdeckt man einen Stein bei ihm, wandert er auf lange Jahre in das Separat-Zuchthaus der Diamantenminen.

Die vollkommene Verklausung der schwarzen Volkstämme wird damit beschlossen, daß die Neger dem Weissen gegenüber faktisch rechtlos sind. Der Europäer darf sich gegen den Negerklaven alles erlauben, nur eines nicht: er verläßt schwerer Strafe, wenn er dem Neger eine Waffe zukommen läßt. Die englische Regierung weiß, daß auch der schwarze Proletariat sich die Sklaverei nicht mehr gefallen läßt, wenn er erst einmal im Besitz ausreichender Waffen ist.

Vorkünftig aber gibt es noch viele tausende wehrloser Slaven in der Sonnenglut Südafrikas, damit die Mißes allabendlich in der Metropolitan-Oper zu Newyork mit Diamanten prahlen können. Zu Newyork — und auch anderswo.

Alibi am Flusse Alibi.

In Dresden hat es in dieser Woche einen kleinen überaus komischen Theaterstabil gegeben, mit dem wir uns als einer geringfügigen Katalanengelegenheit überhaupt nicht zu befaßen brauchen und auch nicht befaßen haben würden, wenn die Behandlung der Szenation in der sächsischen Presse nicht wieder einmal die Reputation unres guten Sachverständigen gefährdet und die in der Reichshauptstadt verbreitete Auffassung fördern würde, daß man alles Sächsische nur unter den Gesichtspunkten des Bienenchen-Kaffees und von „Wei Gudester“ betrachten könne.

Also die Dresdner hatten eine Matinee, Morgenfeier sagt der Deutsche, bei der, musikalisch eingewidelt, die Berliner Schriftsteller Brecht, Bronnen und Böllin je eine Viertelstunde aus ihren Werken vorlesen sollten. Von Bert Brecht weiß man im literarischen Deutschland, daß er „Trommeln in der Nacht“ und „Baal“ geschrieben hat. Von Arnolt Bronnen kennt man meistens den „Vatermord“ (drei Akte), die auch in Leipzig gespielt wurden), Alfred Böllin, wesentlich älter als die beiden anderen, hat bedeutende Romane wie „Die drei Sprünge des Wang-Lun“ oder „Berge, Meere und Giganten“ geschrieben. Die bewusste Morgenfeier hielt die „Kämpfe der Gegenwart“. Man schen also in den Kreisen der Dresdner Intendanz die drei Autoren für belangvolle Vertreter heutiger Dichtung zu halten. Was denn auch bei allerhand weitgehenden Meinungsverschiedenheiten über den Wert ihrer einzelnen Werke oder die Dauer ihrer Geltung sich objektiv gar nicht betreffen läßt.

Im Vollgefühl also, würdige Repräsentanten der Gegenwart zu sein, und als solche auch von den einladenden Intendanz bestätigt zu werden, fuhren die drei schon Sonnabends nach Dresden. Man hatte sie ja auch zur Teilnahme an einer großen Verdi-Premiere eingeladen, die der „Nacht des Schicksals“, von dem Wiener Dichter Franz Werfel terlich erneuert, die Opernbühne erobern sollte und apokryphen auch erobert hat.

Nun aber begibt sich etwas wahrhaft Schauerliches, was man nur ungen und erschüttert ausdrückt: Man hatte den drei Boeten Plätze im zweiten Rang (!!) an der Kasse zurückgelegt. Ja, ein den Autoren befreundetes Berliner Blatt versichert sogar, daß es schlechte Plätze gewesen sind. Vor allem weiteren gähnen düstere Klöße voll unlösbarer Widersprüche. Daß man ihnen nachher, fragt sich nur wann, andere Plätze angeboten hatte, die zufällig noch vorhanden waren, aber nicht beieinander lagen; daß sie diese verschmäht, daß sie gekämpft, abermals gekämpft, niemanden vorgelassen haben und zu einem kleinen Abendessen mit einigen Schauspielern nicht erschienen sind; andererseits aber zu dem großen Banquet, das gleichzeitig für Werfel, einen Autor, der Kasse macht, raschend gefeiert wurde, keineswegs eingeladen, sondern eben nur, wenn man den verworrenen Meldungen von etwa 10 großen Tageszeitungen aus allerhand deutschen Städten über die Katastrophe unserer Literatur trauen darf, an einer Art von Trompetertischen für Autoren, die nicht soviel Kasse machen, und nur 15 Minuten vorlesen dürfen, abgepeist werden sollten.

Jene aber lichen sich so nicht abpeisen, sondern versahen eine schwermütig-schöne Ballade, die in der Morgenfeier von dem Dichter Brecht vorgetragen wurde, und hier nachher folgen soll, und die das beste an dem ganzen Kummel ist, ein kleines Kunststück der Ironie, der Selbstverpottung und der versteinerten Wortspielerei. Wegen dieses Meisterwerkchens von literarischer Saitre in eigener Sache hätten die guten Dresdner und ihre biederen Pressevertreter, wohl eigentlich die kleinen Exzesse nachsehen müssen, die sich von dreien einer, der junge Arnolt Bronnen, überhaupt ein recht hemmungsloser Späßvogel, aufschublen kommen ließ. Der war am Sonntagmorgen, o Graus, nicht ganz in feierlichem Schwarz vor dem erhabenen Dresdner Publikum erschienen, er sprach von einem schamlosen Empfang durch die Staatsintendatur (womit er die schlechtesten Plätze und das Trompetertische meinte) und wollte — in seinen 15 Minuten — seinen Vortrag halten, sondern lieber nur etwas vorlesen, womit er ja eigentlich recht hatte. Den andern beiden hat man überhaupt nichts vorzuwerfen und kann höchstens behaupten, sie hätten nicht gut vorgetragen, was bei Dichtern bekanntlich nicht immer böser Wille zu sein pflegt.

Aber man höre nur, wie ein offizieller Biedermann aus Dresden die drei geladenen Vertreter der Gegenwart apostrophiert:

Wir möchten den für ihre Mitwirkung bezahlten Gästen recht nachdrücklich sagen: Wer die Ehre hat, vor das Dresdner Publikum zu treten und auf der Dresdner Schauspielbühne zu erscheinen, hat wohl das oder eingebildete Empfindlichkeiten beiseitezustellen und nur das Künstlerische walten zu lassen.“

Das ist anmaßendes Spießbürgergerede in einem fämmerlichen Stil, der nur die Zeitungspatriale walten läßt und vor seinem Dresdner Publikum, das doch mindestens nicht feiner als irgend-

ein andres ist, auf dem abmontierenwerdenden Bauh liegt. Ein paar erfolgverwöhnte Schriftsteller, die ihrer Eitelkeit einen fetten Willen vormerken und sich lieber auf das hohe Pferd einer falschen Ballade setzen, als auf die allzu hoch gelegenen Plätze in der Oper, sind denn doch weit sympathischere Zeitgenossen. Zu-

mal wenn sie sich über den tantementträchtigen Dichter des „Weltfreunds“, den wohlbeliebten Werfel, den sie auf lateinisch Alca nennen, und über ihren mißglückten Besuch in der Stadt Dresden lustig machen, die sie ebenfalls lateinisch mit Alibi titulieren, was anderswo, sonstwo, legenden bedeutet, und außerdem den Vorzug hat, an der Alibi zu liegen, was erotisch klingt, und natürlich die Elbe bedeutet. Erjäht man dazu noch, daß sich der Leiter des Dresdner Singsängerlagers der drei Boeten, die sich in dieser sonderbaren Stadt schon als getränkte Halbgotter zu fühlen anfangen, freundschaftlich angenommen hat, so errät man leicht, wer Sibillus ist und wird auch anerkennen, daß die ganze Geschichte, wie sie nachher im Berliner Vorkurrier veröffentlicht wurde, einen einseitlichen erotisch-aphrodisischen Anstrich bekommen hat:

- 1. Sie luden aber ein drei Götter Zu Alibi am Flusse Alibi. Und machten eine große Verehrung Von 150 Helatomben für einen jeden von ihnen Und Ehrung, so vieler sie bestzisten.
- 2. Als sie aber ankamen, war nur der Regen da Sie zu empfangen. Und als sie kamen zu dem Festhause der Stadt Alibi, Hörten sie mächtig Gelöse aus seinem Innern. Denn sie feierten ein Fest zu Ehren des großen Alca. Und kamen hinein und sahen ihre Stühle stehen, Wo die Mäntel hingen und die saufen Eier gekostet wurden. Da weintin die Gottheiten zwischen den Mänteln, Die der Regen empfangen hatte.
- 3. Es trat aber zu ihnen Sibillus, ein Mann aus der Stadt, Der kannte sie von früher her und tröstete sie: Und ging umher, Leute zu sammeln, die guten Willens wären, Die guten Götter zu verehren zu Alibi, der Stadt an dem Fluß Alibi. Er fand aber da niemand.
- 4. Sprach Sibillus, Mann aus der Stadt Alibi: Laßt uns hingehen zum Tische des dicken Alca, Welcher ein Weltfreund ist, daß wir auf sammeln die Brosamen, Die von seinem reichen Tische fallen. Und sie gingen und kamen an vor den Tischen, So fiel aber da kein Brosamen.
- 5. Da verzogte Sibillus und sagte zu den drei Gottheiten: Wollet nicht verzweifeln und euch nicht klagen In dem Fluß Alibi wegen mangelnder Ehrung, Daß nicht überschwelle der Fluß und Verschwemme unsre Stadt Alibi!

Allo sie wollen die Stadt Dresden doch stehen lassen. Trotzje werden sie wohl an der Alibi nicht so bald wieder eine gute Preise finden und ihre Premierer lieber alibi, nämlich anderswo unterbringen nach den Erfahrungen, die Dresden mit ihnen und die sie mit Dresden gemacht hat.

Bei dem ganzen Fall ist das bißchen übertriebene Autorenkettei, die man doch zuerst selber herausgefordert hatte, die Neben- sache und wird insofangeben von allen Spießbürgern und ihren besessenen Vertretern als die Hauptsache betrachtet. Das eigentliche Motiv, das es reizvoll machte, sich mit dieser kindischen Angelegenheit zu beschäftigen, ist neben der beinahe genialen und jedenfalls äußerst feinsten Allegorie des kleinen Gedichtes die Enthüllung der schrecklichen Humorlosigkeit und banalsten Wichtiguerkeit eines offiziellen Kunstbetriebes, der sich hier in ganz Deutschland einigermaßen bekannte Dichter als fünfzehn-Minutenbrenner bestellt, deren Kämpfe der Gegenwart platziert, oder nachher ein heiteres Spottgedicht nicht vertragen kann, der über seiner großen Operntafel ganz die kleine Morgenfeier vergißt und daher in die peinliche Lage kommt, seinem selbstbewußtesten Stammpublikum an Stelle von drei wohlkritisierten Vertretern einer fünfzehn-Minuten-Gegenwart nur drei verärrerte Schriftsteller bieten zu können, von denen der eine jocular ausführlich wird.

Wo er doch die Ehre hat, für ein Viertelstündchen in das hinein oder jedenfalls vor das hinzutreten, was Schmutz mit frommem Schauer als sein Publikum zu verehren gelernt hat.

Kleine Chronik.

Bedingte „Begnabigung“ des Schauspielers Gärtner. Der im vorigen Jahre zu einer Gefängnisstrafe von einem Jahr und drei Monaten verurteilte Schauspieler Joseph Gärtner ist nach langen Verhandlungen nun doch begnadigt worden. Der Oberreichsanwalt teilt dem Gnadengesuchsteller in folgendem Schreiben die Freilassung Joseph Gärtners mit: „Auf das Gnadengesuch vom 7. Dezember 1925 für den Rezitator und Schriftsteller Joseph Gärtner hat der Herr Reichspräsident dem Strafschaffenen Joseph Gärtner mit Urlaub vom 19. März 1926 den noch nicht veräußerten Teil der Freiheitsstrafe aus dem Urteil des Staatsgerichtshofes zum Schutze der Republik vom 21. Juni 1925 unter der Bedingung erlassen, daß nicht wegen eines innerhalb von drei Jahren nach der Entlassung aus der Straftat begangenen Verbrechens oder vorläufigen Vergehens Verurteilung zu einer Freiheitsstrafe von mehr als einem Monat erfolgt. gez. Ebermeyer.“ Das Berliner Tageblatt, dem wir diese Meldung entnehmen, sagt sein Urteil dahin zusammen: „Gärtner selbst hat die Einreichung eines Gnadengesuchs nachdrücklich abgelehnt; die bedingte Begnadigung, die ihm nun aus fremde Intervention hin zuteil wird, ist keine Wiedergutmachung des Justizretums, dem er zum Opfer fiel!“ — Sagen wir ruhig: sie ist das Gegenteil davon. Erfreulich ist weiter nichts, als daß ein Unschuldigder ein halbes Jahr früher als sonst in die Freiheit zurückkehrt.

Die Intendantengeschäfte am Zwickauer Stadttheater wurden an Stelle des ausscheidenden Intendanten Grelle dem Stadtverordneten Wolfgang Poppe vom 1. April an übertragen. Fast 24 Jahre lang hat Grelle das Stadttheater geleitet. Poppe entstammt einer Leipziger Journalistenfamilie.

Mitteilungen der Städtischen Theatersintendanz. Dienstag, den 23. März, im Allen Theater zu kleinen Preisen „Minna von Barnhelm“. Anfang 8 Uhr. Vorverkauf beginnt am 26. März, ohne Vorverkaufsgelüb.

Operettentheater. Die unter Otto Hindelssens Leitung Freitag, den 26. März, stattfindende Uraufführung des Singspiels „Der arme Poet“ von Hermann Engelmann weist folgende Besetzung auf: Anneliese Riedner, Thea Tiziani, Lia Stadtegger, Hilja Einike und die Herren Wiefendanger, Gasser, Westerholt, Bergmann und Tobien.

Wer ist eigentlich Vellina? Von Vellina erzählt Dusch den folgenden bezeichnenden Charakterzug: Als der Dichter einstmals in einem neuen Anzug in Braunschweig ausging, glaubte er zu bemerken, daß er von vielen Personen mit größerer Höflichkeit als gewöhnlich begrüßt wurde. Als er nach Hause kam, er den Kopf aus, warf ihn mitten ins Zimmer und rief ihm lachend zu: Wer von uns beiden ist denn nun eigentlich Vellina, ich oder du?